Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **24 (1942)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 29. Mai 1942. Erscheint jeden Freitag 24. Jahrgang Nr. 22

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 72975. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 22252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Nachrichten der Woche

Inland

Zum Armeebefehl betr. Urlaub, Dispensationen und Dienstverlegung sind ergänzende Weisungen erlassen worden lt. welchen den Dienstverlegungsgesuchen aller hauptberuflich in der Landwirtschaft, in Gemüsebetrieben und Samenzüchtereien tätigen Wehrmännern sowie der Leiter und Berater von Ackerbaustellen in der Zeit vom 1. März bis 31. Oktober 1942 entsprochen wird.

Die S. B. B. ist mit Wirkung ab 1. Juni von der tarifreien Beförderung von Kinderwagen abgegangen, nachdem seitens verschiedener Privatbahnen gegen diesen Brauch schon seit längerer Zeit Widerstand geleistet wurde. Gleichzeitig sind die Frachtansätze für den Transport von Fahrrädern erhöht worden.

Kriegswirtschaftliche Maßnahmen. Für die zusammen mit der Juni-Lebensmittelkarte abgegebene Einmachzuckerkarte ist eine Einschränkung verfügt worden bezügl. der Abgabe an Insassen von Anstalten, Inhaber und Angestellte von kollektiven Haushaltungen, an dauernd oder vorübergehend in Gastwirtschaftsbetrieben, Hotels, Anstalten, Kantinen, Kinderheimen usw. verköstigte Personen.

Nachdem der heutige schweizerische Viehbestand denjenigen von 1918 bereits unterschreitet, und mit Rücksicht auf eine normale Fleischpreisgestaltung, hat das Eidgenössische Kriegsernährungsamt für die Zeit vom 25. Mai bis 2. Juni erstmals die Schlachtungen von Großvieh (Stiere, Ochsen, Kühe, Rinder) gesperrt.

Das Eidgenössische Kriegsernährungsamt erläßt an die Gastläten und die Bevölkerung den Ruf, von dem zurzeit großen Angebot an billigen Fischen aller Art aus den Schweizerseen ausgiebig Gebrauch zu machen, wodurch gleichzeitig der Konsum des rationierten Fleisches eingeschränkt werden kann.

Ausland

Zwischen den U. S. A. und dem Gouverneur von Martiniaue ist ein endgültiges Abkommen getroffen worden, gemäß welchem u. a. die französischen Handels- wie die Kriegsschiffe in Martiniaue immobilisiert werden. Die französischen Besitzungen sollen nach Friedensschluß durch die U. S. A. völlig und vorbehaltlos an Frankreich übergeben werden.

In England sind zahlreiche führende amerikanische Generäle eingetroffen zwecks Besprechungen über eine wirkungsvolle Koordinierung der alliierten Kriegsführung.

Laut schwedischen Berichten sind durch die deutsche Besetzungsmacht bereits 100.000 Holländer als Kolonisten nach Weißrußland umgesiedelt worden. Eine weit größere Zahl von Holländern soll noch umgesiedelt werden, um dort eine Art niederländische Provinz zu errichten.

60 Norwegern ist wegen feindlicher Gesinnung und Haltung gegen den norwegischen Staat das Staatsbürgerrecht entzogen worden, darunter bekannten ehemaligen Ministern und andern namhaften Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben. — 15 Norweger sind wegen des Versuches, nach England zu fliehen, füsiliert worden.

Die englische Labourpartei hat sich an ihrer Jahresversammlung für eine weitere Zusammenarbeit mit der Regierung Churchill ausgesprochen.

Auf den stellvertretenden Reichsprotektor in Prag, Heydrich, wurde ein Anschlag verübt, wobei Heydrich verletzt wurde.

In der Ukraine, der einstigen Kornkammer Rußlands, ist infolge der Verwüstungen durch den Krieg schwere Hungersnot ausgebrochen.

Der Wettlauf in der Rüstungsproduktion. Nach offizieller deutscher Darstellung ist die deutsche Frühjahrslieferung beendet und hat das hohe von Hitler aufgestellte Lieferungsprogramm weit überschritten. Nach inoffizieller amerikanischer Schätzung beträgt die monatliche Flugzeugproduktion der kriegführenden Länder: U. S. A. 3300, Rußland 2900, Großbritannien 2400, Deutschland und besetzte Länder 2900, Italien 700, Japan 500.

In Paris wurden wiederum als Repressalie für den Anschlag vom 19. Mai auf einen Angehörigen der Besatzungsmacht 10 Personen füsiliert; weitere Erschießungen wurden angedroht für den Fall, daß der Täter nicht festgestellt werde. Zudem wurde eine große Zahl von Personen in Zwangsarbeitslager deportiert.

Kriegsschauplätze

In Rußland sind die Kämpfe auf der Kertsch-Halbinsel beendet. Dagegen tobt die Schlacht um Charkow, bestehend aus vier Hauptkampfzonen, mit sich immer noch steigender Heftigkeit fort. Die Deutschen melden die Einkesselung der Armee Timoschenkos durch eine Gegenoffensive auf die Flanken der Russen, während diese anderseits von eigenen Erfolgen melden. An den übrigen Frontabschnitten nur relativ geringere Kampftätigkeit.

In Nordafrika haben die Truppen General Rommels nun den von den Engländern seit einigen Tagen erwarteten Vorstoß begonnen. Nach ist es nicht zu Großkämpfen gekommen. — Im Mittelmeergebiet griffen Flugstreitkräfte außer Malta Flugplätze in Ägypten an, während britischerseits Messina bombardiert wurde. Die Engländer melden auch Erfolge ihrer Seestreitkräfte. — In Gibraltar sind amerikanische Truppen eingetroffen.

In Ostasien haben die Japaner nach Abschluß der Hauptkämpfe in Burma, wo allerdings noch teilweise chinesische Truppen stehen, einen Großangriff auf China, vor allem in den südlichen Provinzen Tschekiang und Fukien, eingeleitet. Sie erzielten bisher einige Erfolge, erlitten aber auch empfindliche Rückschläge. — In den Gewässern des Pazifik herrscht Patrouillentätigkeit der amerikanischen und japanischen Seestreitkräfte.

Die gegenseitigen Flugzeugangriffe im Westen haben an Intensität erheblich nachgelassen. — Vom Atlantik melden die Deutschen und die Italiener Erfolge ihrer U-Boote gegen Kriegs- und Handelsschiffe der Alliierten. U. a. soll ein amerikanischer Panzerkreuzer torpediert worden sein.

Finnischer Alltag in Ost-Karelien

Frontreportage von Sigyn Alenius*

Zwei Meter vom Wegweiser mit der Aufschrift: „Ds. L:n. Kommendatur" — sitzt der Major in seinem Zelt mit einem Kartenblatt vor sich. Er ist eben von einem Rundgang durch die fünf Kilometer ostwärts gelegenen äußersten Linien zurückgekehrt. Bei Tagesanbruch versuchte der Feind anzugreifen, doch schien er es sich dann anders überlegt zu haben. Nun hört man bloß einige vereinzelte, verstreute Salven. Sonst ist es still. Von den Stellungen draußen sind keine Verwundeten gemeldet worden. Um halb acht soll das Skiwettlaufen des Bataillons beginnen.

Im Sonnenschein vor dem Zelt fettet die Ordonnanz des Majors seine Skis ein. Plus zwei — minus zwei wird gut für den Morgen sein. Später am Tage wird man wohl dem Tauwetterkleister brauchen. Vor kurzem noch zeigte das Thermometer minus 15 Grad Celsius. Der Frühling kommt ganz plötzlich in dieser Gegend.

In der Sergeantenuniform sieht die Ordonnanz ganz anders aus, als gestern abend, wo der Bursche in einem kurzen, weißen Rock, der einem russischen Feldlazarettarzt gehört hatte, die Suppe auftrug. Die Suppe hat der Koch der „Fischerhütte" (ein Restaurant in Hesfingfors) gekocht und daß sie gut war — darüber waren sich alle einig. Das Tischtuch war blendend weiß, in einem Krug standen Wacholder- und Birkenzweige.

Bevor ich hier draußen an der Front gewesen war, glaubte ich, daß die Einberufenen in der Zeit zwischen den Kämpfen mit dem Feind in elenden Erdhütten wohnten, wo alles, was Kultur gleicht, Mythus sei. Ich wußte nicht, daß das finnische Volk es versteht, Wohnlichkeit und Gemütlichkeit bis in die Schützengräben hinein mit sich zu nehmen. Nun habe ich, wenige hundert Meter von den äußersten Stellungen, „korjur" gesehen („korju" — in die Erde hineingebaute Wohnbaracke) mit Wänden aus hellen, abgerindeten Balken, die schön nach Wald und Harz dufteten. Bequeme Stühle gab es da, aus Baumstümpfen und Plankenresten gezimmert und abends wurde am Kamin geplaudert, von Büchern und Musik gesprochen — während man auf den Ausrückungsbefehl wartete. — Ich will nicht sagen, daß es immer so ist. Der Krieg geht oft hastig und gewaltsam vor. Aber das Positive ist, daß man da draußen das möglichst Beste aus den vorhandenen Bedingungen und Verhältnissen macht. Keine Heldenglorie wird dem gegeben, der Wäsche und Kleider nicht wechselt oder sich nicht wäscht und rasiert, wenn es eine Möglichkeit dazu gibt. Die bärtigsten und schmutzigsten Beurlaubten kommen nicht von der Front, von den äußersten ersten Linien, sondern des öfteren von irgendeiner der vielen Behörden, wo der — gewiß ebenso wichtige — Papierkrieg geführt wird. —

Von sozialer Tätigkeit

Die Amtsbehörden im neuen Finnland sind fürs erste alle militärisch. Die zivile Verwaltung ist noch nicht eingeführt worden. Die Ortsbewohner, welche da geblieben sind, haben noch nicht Gelegenheit gehabt, einen gewöhnlichen finnischen Alltag zu erproben. Wenn der Krieg zu Ende ist, dann können sie erst Vergleiche anstellen. Einstweilen geben sie sich zufrieden, wenn sie Brot und Arbeit haben. Beides erhalten sie durch die Militärverwaltung. Die Bewohner von Äänisliinna arbeiten in den Fabriken, die Frauen putzen und räumen auf, etliche nähen in der städtischen Arbeitsstube, wo neue Stoffe und alte Kleider aus dem alten Finnland sich in nützliche Kleidungsstücke für Kinder und Erwachsene verwandeln.

Unter der Leitung der Militärverwaltung hat ein weitausgreifendes soziales Programm sich zu verwirklichen begonnen. In Äänisliinna und weiter südwärts längs dem Onegasee, wo die wepsischen Stämme wohnten und wo ein großer Teil der Bevölkerung dem Evakuierungsbefehl getrotzt hat, ist eine Reihe von Schulen eröffnet worden. Insgesamt besuchen nun 5400 Kinder finnische Schulen, 600 von ihnen in Äänisliinna. 65 Prozent von den Schulkindern sind Vepser, 28 Prozent Kareler, und 7 Prozent Ingermanländer. Die Militärverwaltung hat auch das zivile Krankenhaus in Äänisliinna errichtet, dann auch eine Entbindungsanstalt, ein Kinderkrankenhaus, ein Altersversorgungsheim und eine Poliklinik.

Zwei junge Theologiestudentinnen, Martha Oesch und Leena Salonius, besuchen die Familien, wo die Not und Armut am größten sind, teilen Unterstützungen und Kleider aus. Sie versuchen den armen Menschen Liebe zur Reinlichkeit beizubringen, lehren sie, die Wahrheit zu sprechen — zuweilen mit Erfolg, zuweilen ohne. „Martha" und „Leena" werden sie schlechtweg von alt und jung genannt. Man bittet sie immer, einzutreten und Tee zu trinken und man freut sich, wenn sie kommen. Die Kinder besuchen sie in einemfort in ihrem Heim, in einem der wenigen steinernen Häusern, wo die Wände ganz heil geblieben sind und wo es elektrisches Licht und Wasserleitung gibt. „Finnland" nennt man das gemütliche Heim der Studentinnen, wo „Martha" und „Leena" fast täglich eine

* Der Artikel der Frontreporterin erschien in „Hufvudstadsbladet" und wurde von unserer finnländischen Mitarbeiterin L. B. übersetzt.

Für die Schweizerische Nationalspende

Armeetage Samstag und Sonntag den 30. u. 31. Mai

Nach dem stillen Verlauf der Haussammlung soll die Aktion der Nationalspende zu ihrem Abschluss durch die Armeetage noch eine festliche Note erhalten. Auf diesen festlichen Ton wollen wir in unserer ernsten Grundstimmung, die wir unserer Armee und der allgemeinen Lage gegenüber hegen, eingehen. Der Ernst aber ist es, welcher uns nochmals zum Geben veranlasst, und der Wille, unseren Soldaten zu beweisen, dass wir uns der Mitverantwortung an der Landesverteidigung auch in sozialer Hinsicht bewusst sind.

Wenn daher frohe Farbenwimpel und frische Militärmusikklänge nächsten Samstag/Sonntag spontane Bereitschaft wecken, uns an der Kundgebung für die Schweizer Armee freudig zu beteiligen, sodass ein Jedes sich mit dem Zeichen der Nationalspende schmücken will, so tun wir es mit Stolz, aus freiem Willen handeln zu dürfen, aus tiefer Dankbarkeit, unser Land dem göttlichen Schutz und einer wehrhaften Armee anvertraut zu wissen und aus eigenem Bedürfnis, unserer überzeugten vaterländischen Gesinnung durch soziale Leistung jederzeit Ausdruck zu geben.

Die Losung für den 30. und 31. Mai:

Jedes trage das Abzeichen zu Gunsten der Schweiz. Nationalspende!

Wir lesen heute:

Arbeitsmarkt und Einschränkung der Frauenarbeit
Erneuerung
Suchen nach neuen Wegen
Unsere Rationen — Einst und Jetzt

Friede ist nicht vom Krieg verschont sein; Friede ist eine Kraft, die aus seelischer Tapferkeit hervorgeht. Spinoza.

Marliese

3

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Amals empfing mich am Samstagabend mit strahlenden Blicken, fast triumphierend. Das mollige Kind hatte sich wirklich hübsch gemacht; nur das Fünklein Unredlichkeit hatte sie nicht aus ihren Augen wegzaubern können. In der Stube sah es ebenfalls nach Besuch aus. Der Gipsengel auf der Kommode war sauber abgestaubt, die Fußdielen gebohnt, es roch scharf nach Bodenwichse.

„Du bist auf den Tag recht gekommen," legte sie mit eifriger Geschwätzigkeit los, bevor ich noch am Tische Platz genommen. „Grad gestern abend hat der Briefträger Schoch den Fackel gebracht. Du wirst andere Augen machen! So eine! Ich sollte dir zwar vorläufig noch nicht alles sagen — aber was will ich machen, wenn du es durchs Band hindurch wissen willst? Ich habe ihr viel zugetraut, jedoch soviel nicht. Die Menschen sind immer noch schlechter als man meint. — Warum hat sie von hier weg müssen, Knall und Fall? Zum Heiraten ist sie reif gewesen! Und nicht etwa ein junger Schnaufer hat sie dazugebracht, ihr Willing steckt in den sechzigern drin! Aber so hock doch endlich ab! Wegen so einer brauchst du kein Gesicht zu schneiden. So eine bekommst du noch, wenn alle Märkte verlaufen sind."

Mein erster Gedanke war: sie lügt! Sie hat das so ausgeklügelt für mich, die Woche hindurch. Ich setzte mich und sagte mit erzwungener Gelassenheit: „Derlei Moritaten kannst du einem andern Eisel auf den Hals binden."

Ihre Ausgeräumtheit schlug plötzlich in die allerböseste Laune um. „Da haben wir's! Immer hast du sie ja für etwas Besonderes gehalten! Und ein rechtes Mädchen sieht man über die Achsel an, so seid ihr beschaffen! Eben die ziehen bei euch, eben die!"

Ich winkte leicht mir der Hand ab. „Nur sachte! Nicht zuviel auf einmal!"

Vor dem Blick, mit dem ich sie auf Herz und Nieren prüfte, etwa gar nicht liebhabermäßig, mußte sie doch das Gesicht abwenden. „Du kannst ja den Friedberger David fragen," wich sie kleinlaut aus. Dann fügte sie sogleich giftig hinzu: „Wenn du nicht selber am besten weißt, was sie für ein Engel ist."

Ihr Geifern ließ mich kühl. Ich stand bereits an der Türe, die Klinke in der Hand. „Schäm dich in den Boden hinein! Schäm dich vor jedem Hund!"

„Ich sag es niemandem nach" quiette sie unter Schluchzen, „ich habe es schwarz auf weiß!" Dann trat sie rasch an die Kommode hin, entnahm der obersten Schublade ein Briefchen und hielt es mir unter die Nase. „Da! Du kannst es selber lesen! Behalt den Fetzen nur, ich bin froh, wenn ich von der nichts mehr sehen muß!"

Ich hatte den Brief zögernd zur Hand genommen. Amali war bereits weg. „Ich sage nicht Gutnacht!" kam es feindlich vom Türspalt der Nebenstube her. Dann ließ sie mich ihr von Zorn und Haß entstelltes Gesicht doch noch einmal sehen: „Ich lasse sie dann grüßen, wenn du einmal zu ihr auf Besuch gehst! Ihr wordet ja den Rank schon wieder finden, hähä! Aber das will ich dir jetzt doch noch zu wissen tun: ich hätte dir die Moritat schon am vergangenen Sonntag auf den Hals binden können, du Dengelmaschinenfuchs. Aber da wärest du gleich mit einem Extragäuerzug nach Reuti gefahren. Jetzt hast du den Dreck, hähä!"

Das häßliche Lachen klang mir auf dem Heimwege noch lang in den Ohren nach. Vergebens bemühte ich mich, in der Dunkelheit mehrmals ein paar Worte des Schreibens zu entziffern. Ich mußte mich gedulden, bis ich daheim in meiner Kammer saß. Der Brief lautete:

Liebe Freundin!

Es ist jetzt also vorbei. Am zweiten Tag, nachdem ich in B. fortgegangen war, stand die Verkündung schon im Anzeiger. Er hat mir am gleichen Tag 5000 Steine in die Kasse getan. Das ist ja recht hübsch, wie lang hätte ich um so viel Geld Magd sein müssen? Aber ich hätte wohl doch besser vorher mit allem Schluß gemacht. Du mußt es nämlich jetzt wissen, das was ich nicht über die Lippen gebracht habe an jenem Abend auf dem Bänklein im Herrenholz: schon damals konnte ich nicht mehr zurücktun. Ich habe nicht gewußt, daß ein Mensch so werden kann. Mein Unglück hat den Anfang genommen nach jenem Kirchweihabend in Wartenwil. Wenn Du nachdenkst, kommt es Dir wohl in den Sinn, ich und Du gingen miteinander heim, ich war sehr lustig und aufgelegt. Du weißt, er hat dreimal mit mir getanzt, aber dann ist er von mir weggewichen und hat sich an die Babette Schirmer gehängt. Geld zu Geld. An jenem Abend habe ich es meiner Seele zugeschworen: ich will einmal zweispännig durch das Dorf Buchern fahren. Mit eigenem Roßzeug! Bei Flubbachers, dem Sonnenhof gegenüber will ich ankehren! — Ja, das ist in meinem Denken immer zuvorderst gewesen, während ich Dir bloßes Lachzeug vorschwatzte. Am andern Tag stand es dann freilich nicht gut mit mir. In meinem Kopfe war alles wie durcheinandergerüttelt. Ein verschämtes Herz muß mit dem Verstande Krieg führen. Ein verschämtes Herz muß aus Liebe Haß machen. Warum mußte der Brief von Reuti gleich zur bösesten Stunde kommen? Der Amacher hat mir ja schon Herrensitz und Heimat angeboten, als ich noch bei ihm Dienstmaitlein war. Damals hatte ich den Aberwillen nicht hinunterschlucken können. Jetzt sind plötzlich seine zwei braunen Pferde vor mir gestanden. O, das Sattelroß mit dem Stern auf der Stirne hat mich schier wie ein Mensch angesehen: Willst du deine verwelkte Seele nicht wenigstens mit einer kleinen Herzfreude schmücken? Von da an hab' ich in Tag und Traum auf Amachers hochmütigem Rennwagen gesessen. Vor mir, hoch überm Holz der graue Kirchturm von Buchern...

Gleich am nächsten Sonntag folgte ich der Einladung nach Reuti, nicht ganz wach im Geist, von heftigem Trotzwillen gemeistert. Der Amacher hat mit dem verschmitzten, weit in die Wirrnis hinein verlaufenen Ding umzugehen gewußt. Als richtige Bäuerin hat er mich schalten und regieren lassen: Da, probier einmal wie es schmeckt, wenn man die armen Leute übersehen darf! In die Stadt sind wir gefahren, das Leiseil hat er mir in die Hände gegeben. „Fahr du! Meine Vetterschaft, der es vom Erben träumt, soll wissen, daß wir einig sind." Die Kronenwirtin zu Mehrau flüsterte mir, während sie mein Kelchglas mit Dachbergerwein nachfüllte, verstohlen ins Ohr: „Mailein, du bist auf dem ringen Weg, du machst dein Glück!" Auf der Heimfahrt rückte der Bauer näher zu mir her. Mein Leib zitterte vor seiner begehrlichen Berührung. Aber ich konnte lächeln. Vielleicht hat es der dunkelrote Dachberger für mich getan. Oder das klingende Getappel der eilig heimzustrebenden Huse kann ein wenig Hexerei an mir ge-

Schar von Kindern und Jugendlichen um sich versammeln, — Märchen, Gesang und Gespräche über Finnland bilden den Kernpunkt des Interesses.

Von der Tätigkeit der „Lottas"

Die Lottas bilden einen wesentlichen Teil des Lebensbildes hier draußen, ja, man kann sagen, daß die Lotta eine Zentralfigur im Alltagsbild des Lebens in Ost-Karelien ist. Mit den Kantinen und Feldküchen sind sie der Armee von der Grenze bis zu der jetzigen Frontlinie auf dem Fuße gefolgt. In den Kanzleien der Behörden sitzen sie an den Schreibmaschinen, sie arbeiten in den Telephonzentralen; im Dienst bei den Verbindungstruppen tippen sie die Schiffertelegramme und senden Botschaft mit Strichen und Punkten. Die Lottas haben ihre eigenen Hotels, wo der müde Soldat seinen Kopf auf ein richtiges Kissen legen kann, in einem richtigen Bett. Bezahlt er 10 F.-Mk., kann er außerdem Laken bekommen, gestreifte, karrierte, betüpfelt und geblümte Laken, welche von den Lottas aus Stoffen hergestellt sind, die man aus dem Kriegsbeutewarenlager bekommen hat. Mit denkbar einfachsten Mitteln schaffen die Lottas Wohnlichkeit und Gemütlichkeit überall, wo sie hinkommen. In ihren Offiziersheimen und Kantinen erschallt allabendlich Musik und Gesang nach Schluß der Arbeit. Wenn der Kaffee auch nicht echt ist, so ist er doch schön warm und schmeckt gut und die große kupferne Kaffeekanne ist von daheim — aus Alt-Finnland.

Praktisch genommen besorgen die Lottas die allgemeine Speisung im neuen Finnland: das Personal in den Schulen, Krankenhäusern, Behörden, an der Eisenbahn, — alle — bekommen das von den Lottas bereitete Soldatenessen. Nur die zivile Ortsbevölkerung hat eigene zivile Lebensmittelkarten und steht in langen Reihen vor den Geschäften, ganz wie wir in Helsingfors.

Das zusammenhaltende und kontrollierende Organ für die Kanzlei-, Kantinen- und Feldküchenlottas ist hier die Grenzbüroorganisation, die von der Zentralverwaltung in Helsingfors überwacht wird und ein Zentralbüro in Wiborg hat. Zu den 15 ost-karelischen Grenzbüros gehen die Anleitungen und Direktiven vom Zentralbürochef aus, der gemütlichen Lotta Nissinen, von allen kurz und gut „Mama" genannt. Ein Grenzbüro arbeitet in Karhumäki, es gibt ein Büro in Seesjärvi, in Aunus, in Äänisinna usw., das letztgenannte steht unter der Leitung von Lotta Hagar Oeller. Mit vier Lottas als Gehilfinnen in der Kanzlei und drei Lottas in dem Küchendepartement — dirigiert Lotta Oeller den Betrieb in ihrem weitausgedehnten Distrikt. Die Telephonapparate in der Kanzlei bimmeln in einemfort, — da will einer eine Lotta für seine Kanzlei haben — die vorhandene Arbeitskraft reicht nicht aus; ein anderer braucht eine Feldküchenlotta, oder es wird um eine neue Kantine gebeten, weil die Jungens einen zu weiten Weg zur nächsten Kantine haben. Lotta Oeller ordnet alles auf beste Art. Würde sie Tausende von tüchtigen geschulten Lottas haben — sie würden alle Absatz finden. Das schwerste ist, solche Lottas zu bekommen, welche die für den Felddienst erforderlichen Qualifikationen haben.

Die Grenzbüros müssen die verschiedensten Fragen beantworten. Auf der Durchreise fragen die Soldaten nach dem Zustand der Wege, nach der Abgangszeit der Eisenbahnzüge, Bekannte schreiben und fragen nach den Adressen der abkommandierten Lottas, man will wissen, wie die Gemahlin des Kommandanten heißt und was der Major im „zivilen" Leben ist. Zuweilen kommt da aus irgend einer entfernten Ablage eine Klage — das Essen wäre zu einförmig, aber „schwer ist es, das Essen zweiförmig zu machen, wo die vorhandenen Ingredienzen einförmig sind" — antwortet darauf Lotta Oeller.

Für die in den Einöden Ost-Kareliens zerstreuten Lottas ist das Büro ein Heim. Man schreibt an Lotta Oeller, wenn man Heimweh hat. Man stellt sich unter ihre Verantwortung, wenn es mal mit der Arbeit schief geht. Man bittet sie um Rat und man will, daß sie zur Inspektion kommt, denn sie wird dem, der im Recht ist, recht geben, und denjenigen, der gefehlt hat — Moves lehren. „Meine Lottas sind prima!" sagt sie: „kommt nur her, wenn ihr was vorzubringen oder auszusetzen habt, — ich werde euch Bescheid geben."

Wahrhaftig — der Alltag in Ost-Karelien ist ganz anders als derjenige hier bei uns in Alt-Finnland, anders und sicher schwerer, wiewohl der Krieg auch bei uns an der inneren Front Probleme zu lösen gibt. Doch viel guter Wille wiegt ebenfalls schwer!

Arbeitsmarkt und Einschränkung der Frauenarbeit*

II.

Grundsätzliches zur Einschränkung der Frauenarbeit

Ist es bei abnehmenden Arbeitsmöglichkeiten, bei zunehmender Arbeitslosigkeit gerechtfertigt, die Frauenarbeit einzuschränken, um den Männern mehr Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen? Wäre es sogar notwendig, solche Einschränkungen durch behördliche Erlasse, beispielsweise auf Grund der Vollmachten des Bundesrates, anzuordnen? Oder sollte nicht vielmehr darnach getrachtet werden, die vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten so gerecht wie möglich unter Männer und Frauen zu verteilen, ohne das eine Geschlecht zugunsten des andern zu benachteiligen?

Wir heutigen Menschen betrachten die Arbeit als eines der höchsten Lebensgüter; wir sprechen vom Segen der Arbeit. Die Frauen haben als Teil der Menschheit sicher das gleiche Anrecht, teilzuhaben an diesem Gut, wie die Männer.

Eine solche grundsätzliche Haltung liegt nach unserer Ueberzeugung nicht nur im Interesse der einzelnen berufstätigen Frau, sondern ebenso sehr im Interesse der Allgemeinheit. Ein Land wie die Schweiz könnte es sich nicht leisten, die Kräfte der Frauen brach liegen zu lassen, oder sie auf einige wenige Arbeitsgebiete zu verweisen. Es ist praktisch ausgeschlossen, viel mehr Frauen als bisher in den sogenannten „typisch weiblichen" Berufen, wie man den Hausdienst, die Fürsorge und Krankenpflege und etwa noch die Nähberufe im Gewerbe bezeichnet, zu beschäftigen.

Was ist übrigens ein „weiblicher" Beruf? Wir sind der Meinung, daß Berufe weder männlich noch weiblich sind und daß man nicht in dieser Weise unterscheiden kann. Einteilen kann man nur in körperlich leichte oder schwere Arbeit, in Arbeit, die geistig mehr oder weniger hohe Anforderungen stellt, in gefährliche und ungefährliche, in einseitige und vielseitige Arbeit usw. Und es müßte der Mensch jene Arbeit übernehmen, für die er sich am besten eignet, ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Andere Gesichtspunkte sollten nicht ausschlaggebend sein, vor allem nicht Erwägungen, die dem Neid und der Mißgunst entspringen und von Leuten ausgehen, die es nicht ertragen, Frauen an gut bezahlten Posten zu sehen. Denn darüber sind wir uns wohl alle klar, daß es bei der Bekämpfung der Frauenarbeit nicht etwa um die Arbeit in den Fabriken geht oder um die schwere Arbeit der Bauernmägde oder der Wasch- und Putzfrauen, sondern es geht um die Arbeit im kaufmännischen und Bürooberuf, um den Beruf der Lehrerin und der Beamtin, um die Stellen aller etwas besser bezahlten Frauen.

Vielleicht der häufigste Beweggrund für diese Einstellung ist die Konkurrenzfurcht. In seiner Schrift „Sie- und Er-Probleme" spricht Prof. Hanselmann einige ausgezeichnete Gedanken zu diesem Thema aus. Ich zittere einige Sätze:

„Konkurrenz ist dem Menschen notwendig; sie wirkt leistungssteigernd, kraftanregend, zielerweiternd.

So wenig es die Männer nun wahrhaben wollen, so gewiß ist es eben doch wahr: Viele fürchten die Konkurrenz der Frau.

Wir behaupten nun, daß gerade die Frauen aus den Berufen herausgewünscht werden, weil sie eine unbeliebte Konkurrenz für untüchtige Männer darstellen. Denn sie hatten längst den Beweis gleicher und besserer Leistungsfähigkeit und Arbeitswilligkeit, wie sie die Männer aufweisen, erbracht; ausgenommen sind nur Berufe, bei denen es auf Muskelkraft fast allein ankommt.

Zusammenfassend stellen wir also die Behauptung auf, daß Frauenarbeit uns gerade in Krisenzeiten sehr not tut, damit wenigstens auf diese Weise das Konkurrenzmoment erhalten bleibt, so daß die „Herren der Schöpfung" unter der noch immer bestehenden Diktatur der Vorurteile den Frauen gegenüber nicht noch mehr der Verweichlichung und Verwöhnung anheimfallen. Wie mancher Mann ist — nicht nur auf dem Gebiete der Arbeit — nur deshalb ein „Mann", weil er getragen wird von den Fittichen einer Tradition. Viele Männer leben auf Kosten der Unrechte, die noch immer so viele Frauen in ihren Wirkungsmöglichkeiten verkürzen und zurückbinden."

Wir freuen uns, daß das alles von einem Mann gesagt worden ist.

Die Frauen verlangen und erwarten keine Vorzugsstellung im Wirtschaftsleben. Sie wünschen in guten und bösen Zeiten nichts anderes, als daß bei der Auswahl von Arbeitskräften Eignung und Tüchtigkeit, nicht aber das Geschlecht bestimmend sei. Wenn bei der Besetzung irgend eines Postens Fähigkeit oder Unfähigkeit eines Menschen den Ausschlag geben, dann ist unserm Gerechtigkeitssinn Genüge getan. Denn wir verstehen es, wenn bei besserer Qualifikation ein Mann vorgezogen wird.

Im Einzelfall ist es auch häufig gegeben, auf die wirtschaftliche Lage der Bewerber Rücksicht zu nehmen. Was wir aber ablehnen müssen, auch in Krisenzeiten ablehnen müssen, das ist die Schablone, das sind gesetzliche Bestimmungen, wie z. B. solche über das sogenannte

„Doppelverdienertum",

oder über die Zulassung zu einem Beruf oder zu bestimmten Ausbildungsgelegenheiten.

Bleiben wir einmal einen Augenblick bei dem Problem der Arbeit der verheirateten Frau stehen. Zugegeben, es gibt hin und wieder einen stoßenden Fall, wo man wünschen möchte, daß die Ehefrau nicht auch noch dem Verdienst nachginge. Wir sollten aber auch in solchen Fällen vorsichtig sein in der Beurteilung; denn wir kennen die Beweggründe nicht, die eine Frau zur außerhäuslichen Betätigung führen, und es stehen längst nicht immer persönliches Wohlleben, üppige Ferien, Pelzmäntel etc., im Vordergrund, auch wenn es so scheint. Aber im ganzen ist die Zahl der verheirateten erwerbstätigen Frauen in jenen Berufen, aus denen man sie eliminieren möchte, gering, und infolgedessen wäre auch der Nutzeffekt von gesetzlichen Maßnahmen gegen sie nicht der Rede wert. So stellt auch ein Verbot der Erwerbsarbeit verheirateter Frauen im Staats- und Gemeindedienst (in der Bundesverwaltung ist dieses Verbot längst in Kraft) eine wirkungslose Maßnahme zur Milderung der Arbeitslosigkeit dar.

Aber es soll hier nochmals deutlich zum Ausdruck kommen: Der Entscheid, ob eine verheiratete Frau ihren Erwerbsberuf aufgeben soll oder nicht, ist ihr selbst und ihrem Manne zu überlassen, und ein Eingriff des Staates in diese private Sphäre ist auch dann als unstatthaft zu betrachten, wenn einem arbeitslosen Mann damit eine Stelle verschafft würde. Die Zürcher-Frauen haben in ihrer Eingabe an den Kantonsrat im November 1933 diese Auffassung in folgende Worte geprägt: „Wir sind der Ansicht, daß den Erwerbslosen kein größeres Recht auf Arbeit zusteht, als den bereits Erwerbstätigen. Es verstößt gegen Recht und Billigkeit, zugunsten der Arbeitsuchenden bewährte Kräfte zu opfern, die ihre Pflicht voll erfüllen".

Nun aber handelt es sich heute nicht nur um die verheirateten Frauen. Einzelne Vorschläge zur Einschränkung der Frauenarbeit gehen viel weiter, so z. B. der Beschluß des Kantons Genf, mit welchem er vor kurzem an den Bundesrat gelangt ist, um diesen zu veranlassen, auf Grund der außerordentlichen Vollmachten nicht nur das sogenannte „Doppelverdienertum" zu verbieten, sondern sogar in der Privatwirtschaft einzugreifen und den Numerus clausus überall dort einzuführen, wo die betreffende Arbeit von einem aus dem Dienst entlassenen Soldaten getan werden könnte. Genannt werden die Arbeitsgebiete Handel, Banken, Versicherungswesen. Hier droht der Frauenarbeit wirkliche Gefahr, wenn wir auch hoffen wollen, daß gerade dieser letzte Wunsch der Antragsteller bei unserer obersten Landesbehörde richtig eingeschätzt werde und eine Ablehnung erfahre.

Der Platz des Wehrmannes

Hier soll eine Ausnahme gemacht werden. Es scheint uns nämlich angebracht, daß überall dort, wo eine Frau, ledig oder verheiratet, als Ersatz für einen Dienstpflichtigen eine Stelle versieht, ausdrücklich als Aushilfe für die Zeit des Aktivdienstes eines Wehrmannes eingestellt worden ist, diese Frau bei der Rückkehr des früheren Stelleninhabers ohne weiteres zurücktritt.

Tatsache ist, daß schon jetzt, bis auf wenige Ausnahmen, bei Entlassungen aus dem Dienst die Wehrmänner an ihre früheren Arbeitsplätze zurückkehren konnten, und es wird auch bei einer endgültigen Demobilmachung nicht anders sein. Zu diesem Zeitpunkt wird man mit vielen arbeitslosen Frauen rechnen müssen und mit noch mehr, wenn einmal die Kriegswirtschaftsämter aufgehoben werden. Dann werden viele Angestellte beider Geschlechter ohne Arbeit sein, besonders, wenn dann auch die Wirtschaftslage zu wünschen übrig läßt. Umso mehr ist in diesem Moment Freiheit im Wettbewerb um die noch vorhandenen Arbeitsplätze ein dringendes Gebot.

Die weibliche Arbeitskraft als „stille Reserven"

Man macht eine merkwürdige Erfahrung mit den Frauen auf dem Arbeitsmarkt, die besonders deutlich bei den Industriearbeiterinnen zu beobachten ist. Sie bilden eine Art stiller Reserve. Als man nach der Mobilisation vermehrt Arbeitskräfte brauchte, da waren auf einmal Tausende von Frauen vorhanden und bereit, Arbeit anzunehmen. Es waren zu einem großen Teil Wehrmannsfrauen. Später, als zum Teil demobilisiert wurde und wieder weniger Hände nötig waren, meldeten sich ganz von selbst weniger Frauen. Sie verschwanden vom Arbeitsmarkt, man weiß nicht, ob in ihre Häuslichkeit, ob in andere Arbeitsgebiete, auf jeden Fall belasteten sie den Arbeitsmarkt nicht mehr. Mit dieser Erscheinung wird man, zum Teil wenigstens, auch künftig bei einem Rückgang der Arbeitsmöglichkeiten rechnen dürfen.

Kann die Frau im Arbeitsprozess durch den Mann ersetzt werden?

Wir haben allen Grund, uns auch bei einer allfälligen Verschlechterung der Wirtschaftslage darüber nicht zu viele Sorgen zu bereiten: Man hat die weiblichen Arbeitskräfte in vielen Betrieben einfach nötig. Wir können immer neu beobachten, daß die Praxis in den meisten Fällen über Vorschläge hinweg geht, die für einen Ersatz der Frauen durch Männer eintreten. Solche Versuche sind gemacht worden. Man sieht jetzt etwa in Großrestaurants und Hotels Küchenburschen anstelle von Küchenmädchen, hie und da auch einen Kellner, wo man bisher gewohnt war, von einer Serviertochter bedient zu werden. Ein anderer Versuch mißlang vollständig. Wegen Mangel an Arbeiterinnen wurden in einer Schuhfabrik probeweise junge Burschen eingestellt, um sie im Schuhsteppen auszubilden, eine bis anhin nur von Frauen ausgeübte Tätigkeit. Nach wenigen Tagen schon blieben die Knaben einer nach dem andern unter Protest von der Arbeit weg und waren mit aller Ueberredungskunst nicht mehr an die Nähmaschine zu bringen. Das sei „Frauenarbeit", die sie nicht lernen wollten.

Bei der Verfolgung des Inseratenteils der Tages- und Fachzeitungen und bei den Ausschreibungen der Stellenvermittlungen und Arbeitsämter machen wir die Beobachtung, daß trotz der ständigen Aufforderung, Männer statt Frauen zu beschäftigen, nach wie vor recht viel weibliches Personal gesucht wird. Die Arbeitgeber im Handel, in Gewerbe und Industrie, richten sich nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen und suchen einfach die für den zu besetzenden Posten bestgeeignete Arbeitskraft. Das ist und bleibt in vielen Fällen die Frau. In so und so vielen Fällen kommt die Köchin und nicht der Koch in Frage, wird die Serviertochter dem Kellner vorgezogen, braucht es die Verkäuferin und nicht den Verkäufer. Auch die öffentliche Verwaltung kommt ohne Frauenarbeit nicht aus. Auf unsere Anfrage hin teilte uns der Chef des Personalamtes der Bundesverwaltung vor etwa Jahresfrist mit, daß die Mitarbeit weiblicher Hilfskräfte im Bundesdienst eine dringende Notwendigkeit sei, da die Frau für viele Funktionen die bessere Eignung besitze. Ihre Präzision werde besonders geschätzt.

Bei den kürzlich ausgeschriebenen Adjunktenstellen der Fabrikinspektorate im Bundesblatt war ausdrücklich erwähnt: Adjunkt oder Adjunktin. Wir vermerken diese Formulierung mit Genugtuung. Denn es ist das erstemal, daß bei der Ausschreibung einer Beamtenstelle auch die weibliche Bezeichnung Verwendung fand und man somit auf die Anmeldung von Frauen rechnete. Dies bedeutet ein gutes Zeichen in der heutigen Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Erneuerung

Unsere Zeit ist reich an allen möglichen Erneuerungsvorschlägen. Vom „neuen Europa" lesen wir in jeder Zeitung und überall ist man sich darüber einig, daß es nach dem Kriege anders aussehen sollte als vorher. Nur über das Wie dieser Erneuerung gehen die Ansichten sehr auseinander, sodaß wir vor einem Chaos stehen und nur erschrecken können über die Vielfalt der Auffassungen und über die sich immer aufdringlicher gebärdende Propaganda für das eine oder andere. Das Gefühl, „so kann es nicht weitergehen", hat weite Kreise erfaßt, und vielleicht einzig in gewissen Schichten des Bürgertums huldigt man noch

---

* Nach einem Referat von Anni Mürset, im Verein für Frauenstimmrecht, Basel.

---

trieben haben, und das Wort der Wirtin. Maitlein, du machst dein Glück!...

Wie es nun weiter kommen wird, weiß ich nicht. Ob ein Mensch noch härter büßen kann, als ich es schon getan habe, ich weiß es nicht. Heulen tu ich nur, wenn's niemand hört. Wenn es dann nicht mehr auszuhalten ist, wird sich auch wieder Rat finden lassen. Bitte um Verschwiegenheit — wegen ihm. Es grüßt Dich

Marliese Amacher, geb. Kempf.

Wenige Tage nachher wußte bereits das ganze Dorf von Marliesens Heirat. „Sie soll wirklich gut eingesessen sein," hörte ich den Flubbacher am Brunnen zu meinem Vater sagen. „Und das Regieren wird ihr gar nicht übel anstehen, sie hat das Zeug zu einer richtigen Bäuerin." Als ich einmal auf der Heimkehr von der Feldarbeit mit dem Friedberger David zusammentraf, gab er auch sein Sprüchlein zum besten: „Wir sind halt doch Kamele gewesen, alle miteinander."

Mein Vater war um diese Zeit kleinlaut, wie ich denn freilich auch nicht mit unnützen Worten um mich warf. Erst nach einigen Wochen nahm er mich einmal ins Gebet.

„Ich will dann doch nicht hoffen, daß du wegen dem ein Kopfhänger werdest. Es hat noch manche Mutter ein liebes Kind."

„Das mag sein," gab ich zurück. „Aber dein Bub ist einer von denen, die nicht haganf und hagab machen. Ich kann warten."

„Nun denn — wartest du halt."

(Schluß folgt)

Der Zukünftige

Von Ursula von Wiese

Frau Emmendinger stand an der Haltestelle und sah dem Tram entgegen, mit der Miene eines Menschen, der wohl weiß, wie er zu handeln hat, und der seine Handlungen verantworten kann.

Frau Emmendinger war eine resolute Frau, aber sie war auch diplomatisch. Sie war mit sich zufrieden. In der Handtasche trug sie wohlverwahrt die Zeitung mit dem Inserat, das ihr eine schlaflose Nacht bereitet hatte:

Tram 10

Jenes junge Mädchen, das am Samstag um 4 Uhr am Bahnhof eingestiegen ist, wird gebeten, innert acht Tagen dasselbe Tram zu benützen.

Kein Zweifel: hier handelte es sich um ihre Tochter Erna, auf die sie alle Hoffnungen gesetzt hatte, die es einmal besonders gut haben sollte, besser als ihre Mutter, die sich schlecht und recht mit dem kleinen Gemüseladen durchschlug. Frau Emmendinger war stets wachsam gewesen, was Erna anbelangte, aber die Welt war voller Tücken, und es galt zu verhüten, daß Erna andere Ziele hatte als ihre Mutter. Das fehlte gerade noch, daß Erna Abenteuer hatte, von denen sie, die Mutter, nichts wußte. Ganz nebenbei hatte sie gefragt: „Sag einmal, mein Kind, hier lese ich eben von einem neuen Tramunglück... in welchen Wagen steigst du eigentlich immer?" Erna hatte verwundert von ihrer Strickarbeit aufgeschaut: „In den vorderen, Mutter." In den vorderen also. Frau Emmendinger lächelte etwas höhnisch. Der gute Mann konnte lange warten, bis ihre Tochter wieder das Tram um 4 Uhr benützte. Jawohl. Erna sah gut aus, fast elegant, und der verliebte Mann schien nicht zu ahnen, daß sie bis 7 Uhr auf einem Büro beschäftigt war... freilich, am nächsten Samstag würde sie wieder um 4 Uhr frei sein... Bis dahin mußte Frau Emmendinger den Sündenbock ausfindig gemacht haben.

Frau Emmendinger pflanzte sich auf der hinteren Plattform auf. Gleichzeitig mit ihr war ein älterer Herr mit Zwicker eingestiegen, der in Hast auf einen freien Platz zustrebte und sich in eine Zeitung vertiefte. Im letzten Augenblick sprang noch ein junges Mädchen auf, das von Frau Emmendinger mißbilligend gemustert wurde. Gar nicht hübsch, stellte sie fest, aber gut gekleidet. Das Mädchen hatte ein graues Jackenkleid an und blickte gelangweilt vor sich hin. Ihr gegenüber saß ein Herr mit einer Melone auf dem Kopf. Die weiteren Fahrgäste waren Frauen mit Marktaschen und ein junger Mann in schlechtsitzendem Anzug. Der Herr mit der Melone fesselte ihre Aufmerksamkeit. Er hatte dicke Lippen, die zufrieden und genießerisch wirkten. Der hat Geld, urteilte Frau Emmendinger. Unwillig beobachtete sie, wie seine kleinen dunklen Augen aufglänzten, als sie die Beine unter dem grauen Jackenkleid erblickten. Gewiß, die Beine waren gar nicht so übel, aber die Person selbst konnte sich mit ihrer Erna keinesfalls messen! Noch einmal streifte Frau Emmendinger den Jüngling mit dem schlechtsitzenden Anzug. Der sollte sich unterstehen...!

„Ihre Fahrkarte bitte!" Sie fuhr erschreckt zusammen. Vor ihr stand der Kontrolleur. „Ich... ich habe vergessen..." Der Kontrolleur bedachte den jungen Kondukteur mit einem vorwurfsvollen Blick; der wurde rot und blitzte Frau Emmendinger zornig an, als sie ihm schuldbewußt das Geld reichte. Natürlich das graue Jackenkleid war schuld! Sie war eine unbescholtene Frau! Sie verspürte einen förmlichen Haß auf das junge Mädchen. Ha! hatte es nicht soeben der Melone zugelächelt? Das schien ja ein nettes Früchtchen zu sein. Plötzlich aber erschrak Frau Emmendinger. Wenn die vielleicht mit dem Inserat gemeint war... sie war ebenfalls am Bahnhof eingestiegen...

Und mit steigender Erbitterung stellte Frau Emmendinger am nächsten Tage fest, daß das graue Jackenkleid wieder neben ihr an der Haltestelle stand. Der Herr mit der Melone befand sich ebenfalls im Wagen; sonst waren es neue Gesichter, die von vorneherein ausschalteten. Entweder, grübelte Frau Emmendinger, war das junge Mädchen gemeint oder... Auf jeden Fall aber war es der Herr mit der Melone, der inseriert hatte. Was er wohl sein mochte? Fabrikant... oder Bankdirektor....

der Ansicht, daß es nach dem Kriege wieder ungefähr ebenso werden müsse und könne, wie es vorher gewesen sei. Aber trotz diesen Bemühungen, Entschwindendes festzuhalten, scheint es, als ob ein Zeitalter, das bürgerliche, seinem Ende entgegenginge, gleichgültig welche kriegführende Partei schließlich siegt. Diese Umwälzung wird selbstverständlich auch unser Land, bis jetzt eine wahre Insel der Bürgerlichkeit, im guten wie im schlimmen Sinne, nicht umgehen. Darum haben wir allen Grund, unsere Stellung gründlich zu revidieren, damit wir dem Kommenden gewachsen sind. Wo stehen wir heute? Es ist schwierig das zu sagen, weil alle Verallgemeinerungen falsch sind und ein verzeichnetes Bild vermitteln. Alles Folgende kann also nur als Andeutung gemeint sein und darf auch nur als solche verstanden werden.

Weiteste Kreise unseres Bürgertums stehen weltanschaulich auf dem Boden eines humanistisch-idealistischen „Glaubens" an Vernunft und — wenn man so sagen darf — Charakter. Man glaubt z. B. in der Erziehung an die Macht des Guten im Kinde und im jungen Menschen, das sich durch ideale Vorbilder zu immer größerer Reinheit entwickeln lasse. Man rechnet mehr oder weniger unbewußt damit, daß die Menschen vernünftig handeln und guten Willens seien, und sieht unbeteiligt herab auf diejenigen, die „aus der Reihe tanzen" und in irgend einer Weise schuldig werden. Das sind alles nur „Ausnahmefälle", die sich durch geeignete Erziehung und eine andere Umgebung auch hätten verhindern lassen oder selbstverständlich nicht passiert wären, wenn der Vater nicht getrunken hätte und die Mutter nicht so liederlich gewesen wäre. Wenn, ja wenn! Man betrachtet jedenfalls all das Böse als nicht so recht zu seiner eigenen Welt dazugehörig. Es müßte nicht sein, wenn ... so heißt es immer, und halb uneingestanden glaubt man daran, das alles immer mehr und mehr ausschalten zu können, sich dagegen sichern zu können, innerlich und äußerlich. Dabei aber übersieht man völlig all das Böse im eigenen Leben, all den Egoismus und die Gebundenheit an materielle Güter und Genüsse, die sich sehr wohl mit diesem Idealismus der Gesinnung vertragen. Man verschließt den Blick für die Abgründe der Schuld und des Leidens. Dieses Ausschalten alles Unberechenbaren und Gefährlichen und Bösen ist geradezu ein Kennzeichen der Bürgerlichkeit, und es ist kein Wunder, daß als Reaktion darauf heute das gefährliche Leben, das „vivere pericolosamente" so hoch gepriesen wird.

Ein typisches Beispiel für diese bürgerliche Haltung gibt Goethe in „Hermann und Dorothea": Die Bürger sitzen behaglich in ihren unzerstörten Häusern, und draußen, in einiger Entfernung vom Städtchen, zieht der Strom der durch die Revolution heimatlos Gewordenen vorbei. Man spricht von ihnen, man hat sogar Mitleid mit ihnen, man hilft ihnen auch tatkräftig, aber möglichst aus der Entfernung. Sonst könnte es unangenehm werden, weil man vielleicht einsehen müßte, daß die eigene Sicherheit genau so bedroht ist und daß man auch als wohl eingesessener Bürger ein „Fremdling" hier auf Erden ist und daß es vor Leid und Schuld und Tod kein Entrinnen gibt. Hermanns Vater sagt dort die bezeichnenden Worte:

„Ungern würd' ich sie die (Flüchtlinge) sehn,
mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Blick so großer Leiden gerührt,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserem Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern!"

In dieser Lage befinden wir uns heute weithin. Auch wir versuchen zu helfen, wo wir können, aber wir befinden uns dabei innerlich auf einer Insel und sind von dem Geschehen nicht bis ins Innerste erschüttert. Wir hoffen und glauben gar zu gerne, daß auch wieder einmal „bessere Zeiten" kommen, und wir nehmen das Böse, das heute wahre Orgien feiert, nicht ernst genug, weil wir es nur bei den anderen sehen, aber bei uns selbst völlig übersehen.

Dostojewski schildert in seinen „Brüdern Karamasoff", wie Mitja Karamasoff, unschuldig des Vatermordes angeklagt, plötzlich erschrickt über sich selbst und sein Leben. In einer Pause des Verhörs schläft er ein und sieht im Traum verödete abgebrannte russische Dörfer und hungrige Menschen; vor allem fällt ihm ein abgezehrtes Kindchen auf. Quälend steigt ihm die Frage auf: Warum? Warum muß das so sein? Als Antwort darauf überfällt ihn plötzlich das Gefühl: „Wir alle sind für alle schuldig." Er weiß auf einmal, daß er selbst unheimlich mitverflochten ist in dies Verschulden, es geht ihm plötzlich auf, daß kein Mensch (und kein Volk!) auf einer Insel des Friedens und der „Humanität" leben kann, daß wir alle mitschuldig sind, daß keiner rein ist und außerhalb steht, und daß es nichts nützt, wenn wir uns aus dieser Not in Ideale und Träume flüchten. Unter diesem Eindruck beschließt er, sich zu beugen unter diese Erkenntnis und „das Leiden auf sich zu nehmen."

Was soll das heißen? Das sagt uns Dostojewski an dieser Stelle nicht mehr ausdrücklich. An anderen hat er es deutlich genug gesagt. Wenn wir einmal so weit sind, wenn wir so tief unten angekommen sind, dann steht der vor uns, der diesen Weg der Erniedrigung und des Leidens für uns gegangen ist, um uns ganz frei zu machen: Christus. Er kann uns erst helfen, wenn wir an diesem Punkt angelangt, so tief erschüttert sind in unserer Selbstsicherheit und Selbstgerechtigkeit. Denn solange wir uns auf unserer Insel sicher und gerecht wohl fühlen, brauchen wir ihn ja nicht. Erst wenn wir ganz arm werden (das bedeutet das so vielen Gepriesenen anstößige Wort von der „geistlichen Armut"), kann er uns reich machen. Aber dann tut er es auch und verwandelt und von Grund auf, so daß wir wirklich „von neuem geboren werden." (Joh. 3.) Das ist keine Phrase, sondern eine Tatsache, die freilich nicht mehr bewiesen, sondern nur bezeugt und erfahren werden kann.

Diesem Zeugnis steht nun allerdings die heutige Menschheit mit einem gewissen Recht skeptisch gegenüber. Man merkt in unseren Kirchen herzlich wenig von solcher Wiedergeburt, das ist wahr, und das ist vielleicht die größte Not. Die heutige Kirche aber ist eine menschliche Institution, sie kann versagen, und deshalb bleibt es eben doch wahr, daß Christus Menschen erlöst und von Grund auf verwandelt, daß er ihr ganzes Leben in seine Hand nimmt und sie frei macht von sich selbst und allen Gebundenheiten und ihrem eigenen Egoismus und sie neu hineinstellt in die Welt, ins Tun wie ins Leiden: als solche, die sich mit brennendem Herzen mitverantwortlich wissen für alles, was in der Welt geschieht.

Es bleibt nun freilich noch die eine Frage: „kann durch diese Erkenntnis wirklich die Welt von Grund auf verwandelt werden?" Ist das möglich und denkbar? Darauf gibt es nur eine Antwort, die ehrlich ist: Nein. Es werden immer nur einzelne sein, die sich so erfassen und wirklich verwandeln lassen, und wo darauf abgestellt wird, die Massen zu gewinnen, wird es immer ein Strohfeuer geben, das über kurz oder lang erlischt. Also doch Resignation? Nein, denn in diesen einzelnen und in der Gemeinschaft solcher ganz von Christus ergriffener Menschen wächst etwas, das wir nie selbst machen und erzwingen können, von oben her in unsere Welt und Zeit hinein: das Reich Gottes. Immer mehr und mehr durchdringt es die Welt, ganz unsichtbar für die Augen des natürlichen Menschen. Wir wollen immer wieder das Ziel ohne den Weg, die Frucht ohne den Baum. Wie wollen wir immer dann, wenn wir davon träumen, von uns aus das Böse ausschalten und ein Reich der Gerechtigkeit und Humanität begründen zu können. Damit aber verirren wir uns immer wieder und enden statt bei Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit bei Haß und Ungerechtigkeit und Sklaverei — in gröberer oder feinerer Form. Demgegenüber ist Christus der wahre Erneuerer. Ohne ihn steht jede noch so gerechte und humane Weltordnung auf schwankendem Grund und wird vergehen. Seine Worte aber bleiben, wie er selbst es verheißen hat.

Marga Bührig.

Interessiert Sie das?

Über Lehrstellenvermittlung für Mädchen

Im Jahre 1941 standen sich in den verschiedenen Berufsgruppen Angebot und Nachfrage in folgenden Zahlen gegenüber:

	Lehrstellen	Stellensuchende
Gewerbe und Industrie	2187	2380
Handel, Verkehr und Verwaltung	864	1964
Land- und Forstwirtschaft	329	293
Haushalt	2150	2393
Freie Berufe	79	273

Davon wurden Lehrstellenbesetzungen vermittelt:

Gewerbe und Industrie	1455
Handel, Verkehr und Verwaltung	709
Land- und Forstwirtschaft	180
Haushalt	1672
Freie Berufe	81

Bei den gewerblichen Lehrstellen ermöglicht das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe mit 73.3 Prozent am meisten Placierungen.

Von den 5420 Lehrtöchtern vereinigen die beiden Berufsgruppen Bekleidung und Reinigung, sowie Handel und Verwaltung den Hauptanteil auf sich, und zwar mit zusammen 96,7 Prozent der Abschlußprüfungen und 95 Prozent der neuen Lehrverträge. In der Bekleidungsbranche ist zwar eine rückläufige Bewegung zu beobachten, während in der Gruppe Handel und Verwaltung der Prozentsatz sich in demselben Verhältnis erhöhte. Es ist auch interessant, aus diesen Aufstellungen zu ersehen, daß Haushalt und Gewerbe die Mädchen in überwiegender Mehrzahl an sich ziehen.

(Wirtschaftliche und sozialstatistische Mitteilungen vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement).

Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht

XXXI. Generalversammlung

6. und 7. Juni, im Rathaussaal von Biel

Samstag, 6. Juni, 14.15 Uhr:

Delegiertenversammlung: Jahresbericht u. -Rechnung, Wahlen; Anträge; Wochenendkurs; Die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde (Bericht über die Berner Aktion).

20 Uhr: Gemütliche Zusammenkunft im Hotel de la Gare.

Sonntag, 7. Juni, 10.30 Uhr, im Rathaussaal

Oeffentliche Vorträge: **Was verlangt die soziale Gerechtigkeit von uns?**
Dr. iur. Susanne Rost, Oberin der Schw. Pflegerinnenschule Zürich.

Die Verwirklichung der dringendsten Sozialwerke
Herr Charles Rosselet, Genf, Präs. des Nationalrates.

12.30 Uhr: Gemeinsames Essen im Hotel de la Gare

nachmittags: Ausflug, event. Stadtbesichtigung.

Programme und Auskunft durch die Zentralpräsidentin, Frau E. Vischer-Alioth, Basel, Missionstraße 41.

Suchen nach neuen Wegen

(Schluß.)

Am Interessantesten erscheint uns das Programm, das der schweizerische Zweig des NUPU aufgestellt hat. Es hat durch seine Vierteilung: Politisches, Wirtschaftliches, Soziales und allgemein Geistiges die klarste Gliederung und legt das Hauptgewicht auf die grundsätzlichen Fragen, die dadurch scharf gestellt und klar beantwortet werden.

Die Verhandlungen wurden von Dr. Elisabeth Rotten sehr klar und mit großer Sachkenntnis geleitet. Zum Schluß brachte sie eine Zusammenfassung des großen Stoffes und stellte dann die Frage: „Welche von diesen vielen und wichtigen Forderungen können gleich nach Kriegsende in Angriff genommen werden, und für welche späteren Ziele müssen wir arbeiten?" Als dringendste Probleme wurden genannt: Ernährung des hungernden Europas, Beschaffung von Arbeit im Moment, wo durch das Stillstehen der Rüstungsindustrie viele Millionen Menschen arbeitslos würden; Sorge um die staatenlos Gewordenen, die Aus- und Umgesiedelten; ferner internationaler Warenaustausch, Währungsfragen und noch manche andere. Unter den Aufgaben einer ferneren Zukunft gibt es auf allen schon genannten Gebieten so unendlich viele, daß die Arbeit einer Generation sicher nicht ausreicht, sie zu lösen. Eine der wichtigsten ist zweifellos die Erziehungsfrage: der neue Mensch für eine neue Friedensordnung. Ohne ihn wird alles Planen umsonst sein. Wir Frauen werden hier mit einer ungeheuren Verantwortung beladen. Denn wenn man auch für alle die vielen Fragen Kommissionen einsetzen und Fachleute heranziehen kann — die Erziehung der kommenden Generation wird letzten Endes Aufgabe der Mütter bleiben. Hoffen wir, daß wir diese Prüfung vor der Weltgeschichte bestehen!

Die Tagung wurde abgerundet durch drei Vorträge. Herr Jean Mussard, Biel, sprach über die „geistige Unordnung in Europa und das Schweizerische Ordnungsprinzip". Der Redner sieht die Kriegsursache hauptsächlich im Egoismus, im Fehlen eines auf größere Ziele gerichteten Enthusiasmus. Der Krieg zeigt den Menschen, welche Möglichkeiten sie hätten, wenn sie die Anstrengungen, die sie für den Krieg, für die Zerstörung machen, auf positive Ziele richten würden. So z. B. hatte man nirgends das Geld, die Arbeitslosigkeit radikal zu bekämpfen: heute spielen die Mittel, die dazu nötig gewesen wären, gar keine Rolle im Vergleich zu den Kriegskosten. Die Schweiz mit ihrer traditionellen Ordnungsliebe kann vielleicht für die Gesinnung, die später im Wirtschaftsleben herrschen muß, einige Hinweise geben. Ohne eigene Rohstoffe und ohne politische Machtmittel hat sie einen sehr hohen Lebensstandard und wirtschaftliche Blüte. Dazu ist sie durch die freie Wirtschaft gelangt: unser Wirtschaftsraum war die ganze Welt, jeder „Großraum" ist klein daneben. Den Gefahren, die uns heute vor allem bedrohen, Hunger, Kälte und Arbeitslosigkeit, sollten wir mit unsern Reserven begegnen können; vor allem durch Nutzbarmachung unserer Wasserkräfte. Fragen der Rendite dürfen heute nicht mehr ausschlagebend sein; wir haben gelernt, daß Geld beschafft werden kann, wenn es unbedingt nötig ist. Der Bau von Kraftwerken, Altstadtsanierungen, Straßenbau sind alles Werke, die wir ohne Beanspruchung des Auslandes an die Hand nehmen können. Defaitismus ist feig und dumm. Was den Welthandel nach dem Krieg angeht, so sprach sich der Redner für eine Zwischenlösung zwischen gänzlich freier und staatlich gelenkter Wirtschaft aus. Vor Ueberproduktion hat er keine Angst: die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes ist unbegrenzt in dem Moment, wo man die Menschen instand setzt, die angebotenen Güter zu kaufen. Das Ziel muß ein demokratischer Sozialismus sein.

Ein Vortrag von Frau C. Ragaz brachte ein Lebensbild von Berta v. Suttner, der mutigen Vorkämpferin für den Weltfrieden. Im Anschluß daran führte Dr. H. Staehelin aus, wie die Frauenliga seit ihrer Gründung im Jahre 1915 recht eigentlich die Fortsetzung des Werkes von B. v. Suttner an die Hand genommen hat, vor allem auch durch das Wirken ihrer ersten Präsidentin Jane Addams: die Grundsätze, die die J. F. F. F. leiteten und ihre Postulate sind heute noch „modern", und viele der Forderungen, die heute für die neue Friedensordnung aufgestellt werden, sind schon in diesen Leitsätzen enthalten. —

Es wurde der Wunsch geäußert, man möge in regelmäßigen Abständen solche Tagungen einberufen, um diese Fragen immer besser abzuklären und die Wege zur Verwirklichung zu suchen. Sehr wünschenswert wäre es aber, wenn solche Diskussionen nicht nur in den sogenannten pazifistischen Kreisen vor sich gingen, sondern wenn weite Frauenkreise dazu kämen, sich eingehend mit dieser Problemen zu befassen. Handelt es sich doch um den Aufbau der Welt für künftige Generationen! Das kann nicht von einigen wenigen Staatsmännern geleistet werden, die kritische Aufmerksamkeit der ganzen demokratischen Welt muß dahterstehen, wenn es gelingen soll, eine politisch, wirtschaftlich und sozial befriedete Welt aufzubauen.

A. v. M.

Die Töchter des abessinischen Königs

haben nun, da Haile Sélassié wieder sein Herrscheramt in Abessinien unter britischem Schutze ausübt, begonnen, die Verbindung zwischen den abessinischen und den weißen Frauen des Westens aufrechtzuerhalten. Das „Volksrecht" schreibt darüber:

An der Spitze der

Aethiopischen Frauenbewegung

steht Tsahai, die jüngere Tochter, die im Jahre 1941 mit einer von einem australischen Arzt geführten Rotkreuz-Ambulanz nach Addis Abeba

Genf Florissant 11
Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.
Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.-. Pension ab Fr. 11.-. Spezielle Arrangement für längeren Aufenthalt. Tel. 4 13 88.

58 Dir. **G. E. Lussy.**

Vielleicht auch Häusermakler... Geld hat der, Geld wie Heu... Frau Emmendinger betrachtete ihn verzückt. Aber man mußte ihm scharf auf die Finger schauen. Nun, dafür war sie ja dann da. Denn das mußte aufhören: gestern die Beine unter dem grauen Jackenkleid, heute der Blusenausschnitt einer Dame, die noch dazu ein kleines Kind bei sich hatte... Dem werden wir die Flötentöne schon beibringen, dachte Frau Emmendinger grimmig. Aber sonst... sonst war er schon recht. Die Schuhe glänzten, die Bügelfalte war tadellos, an der linken Brust er einen blitzenden Brillanten, die Brieftasche schien gut gewollstert... Erna würde es gut haben, und für sie, Frau Emmendinger, würde wohl auch noch etwas abfallen. Das Jackenkleid schien ausgeschaltet... Frau Emmendinger wurde guter Laune, und sie erwiderte den mißtrauischen Blick des jungen Kondukteurs mit einem wohlwollenden Lächeln.

„Erna, mein Kind," hatte Frau Emmendinger am Samstagmorgen zu ihrer Tochter gesagt, „ich werde heute mit dir heimfahren. Also beeile dich, damit wir das Tram um 4 Uhr bekommen."

„Ich fürchte, dazu langt's nicht, Mama."

„Du mußt," hatte sie streng erwidert. „Es hängt viel davon ab."

Im Tram versuchte Frau Emmendinger sich den Anschein zu geben, als gehöre sie nicht zu ihrer Tochter, sie blickte sie nicht an und schwieg. Man durfte nicht abschrecken... Nicht, daß Erna sich ihrer zu schämen hätte, im Gegenteil, aber man durfte doch der Annäherung der Melone nicht im Wege sein. Sie hatte wohl das Aufleuchten der kleinen dunklen Augen bemerkt, als sie Erna gewahrten, während diese die Fahrscheine löste. Wie hypnotisiert starrte Frau Emmendinger auf ihr Gegenüber. Der hatte Feuer gefangen! Sie hatte also richtig getippt. Nun konnte er es sich ja an den Fingern abzählen, daß ihre Erna nur Samstags dieses Tram benützte. Sie wollte dem Mädchen jetzt ruhig etwas mehr Freiheit lassen, die Dinge sollten ihren Lauf nehmen können. Nun eines mußte sie dann Erna sagen: Ihn kurz halten, mein Kind, sonst springt er vor der Hochzeit ab. Ich kenne diese Sorte Männer. Dann haben wir das Nachsehen, und alles war umsonst. Frau Emmendinger lehnte sich behaglich zurück und träumte mit offenen Augen von einer Villa... viel Geld... vielleicht auch ein Auto...

Beim Aussteigen lächelte sie zufrieden: der Herr mit der Melone blickte ihrer Erna gebannt nach. Sie hatte scharfe Augen, ob ja.

Und als Erna nach mehreren Wochen mit strahlendem Gesicht nach Hause kam: „Mama, ich habe mich verlobt! Ich bin so glücklich! Weißt du, wie wir uns kennen gelernt haben? Im Tram 10, und denk dir, er hat meinetwegen sogar inseriert, weil er nur acht Tage mit diesem Tram fuhr..." da konnte Frau Emmendinger nur atemlos fragen: „Was ist er denn nun eigentlich?"

„Er ist Tramkondukteur, Mama," war die Antwort.

Da fiel Frau Emmendinger in Ohnmacht.

Ruf von drüben

Das kann geschehen, mitten an einem gewöhnlichen, durch nichts ausgezeichneten Tag. Und es kann sich jedes Mittels bedienen, auch des nüchtern-technischen. Wenn es Dich finden will, erreicht es Dich schon!

Du drehst, recht gedankenlos, an Deinem Radio. Warum nicht ein bißchen Musik, Dir eine nur halb ausgefüllte Stunde zu verkürzen? Denn so weit haben wir sie ja zu unserer Sklavin herabgewürdigt, daß sie uns jederzeit zu Gebote stehen muß, beim Strümpfestopfen, beim Tischdecken... Ein bißchen Musik also, ohne zu wissen, woher, à la fortune de l'onde, zujagen. Aber „fortune" heißt ja wohl auch Zufall, und ob es Zufall war, was Dich wählen ließ?

Es hatte begonnen, ehe Du eingeschaltet hast: aber niemand braucht Dir den Namen des Quartettsatzes zu nennen, dessen Töne nun das Zimmer erfüllen. Du kennst jeden einzelnen davon, Du liebst diese Musik, Du liebst sie so sehr, daß Du bestimmt hast, sie möchte gespielt werden, wenn Dein toter Leib von der Erde zur letzten Flamme geht.

Wie grenzenlos egoistisch man doch ist! Diese herrliche Musik, tiefernst gehalten, zuchtvoll und feierlich, Du hörst sie anders, nur weil Du weißt, sie wird wohl das Letzte sein, mit dem zugleich Du, oder was dann noch Deinen Namen trägt, auf der Welt bist, denn die letzten Wünsche haben eine gewisse Aussicht auf Erfüllung. Und das ist ein solcher..

Der diese Musik schrieb, der jung, arm und elend gestorben ist und den die Nachwelt ein Genie nennt, er stammt aus der gleichen Stadt wie Du, und vielleicht wolltest Du ganz sicher sein, daß in Deinen letzten Augenblicken auf dieser Erde einer dabei sein möchte, der den gleichen Wind im Frühling gespürt hat, der die gleichen Berge und Kirchen gekannt hat, und der die Stadt geliebt hat, wie nur ihre eigenen Kinder sie zu lieben vermögen.

Diese Töne, von vier Instrumenten gespielt, werden besser sagen können, was man wohl zum Schluß gern aussprächе, ohne daß es gelänge: daß man gern gelebt hat, trotz allem, und es immer wieder begonnen hätte: daß man vieles geliebt hat, und glücklich ist, daß es weiter besteht: eine Wiese im Frühling, ein blühender Apfelbaum im Mondlicht, ein Bild, ein Buch. Daß man zu einigen Menschen gehört hat, zu wenigen nur, aber zu diesen ganz. Daß man ihnen etwas zurücklassen möchte, etwas an Wärme, an Verstehen, an Verbundenheit im Tiefsten. Und daß man wünscht, noch nicht sogleich vergessen zu werden, noch ein wenig da zu sein, und seis auch nur so lange, wie diese Töne brauchen, um sich zu entfalten, aufzublühen, zu zittern, zu vergehen...

Und der sie ausgesendet hat, der Mund des Aethers, nun ist er verstummt und verweht ist wieder im Alltag, was Dich angehaucht hat, von dort drüben...

Johanna Richard.

zurückgekehrt ist, um dort tätig am Wiederaufbau mitzuhelfen. In London ist Tenagne Worq verblieben, deren Name „Goldregen" bedeutet; sie sorgt dafür, daß das Interesse der englischen und amerikanischen Frauen für das abessinische Hilfswerk wach erhalten bleibt, und hat erst vor kurzem einen von der gesamten Presse warm aufgenommenen Aufruf an die Amerikanerinnen gerichtet, der mit den Worten schließt: „Wir Frauen Abessiniens grüßen die Frauen Amerikas, denn wir sind jetzt daran, alle diejenigen Dinge zu erlernen, die euch seit langem geläufig sind."

Es ist uns kaum möglich, ein Bild davon zu machen, wie viele Dinge die Abessinierin heute von Grund auf „erlernen" muß. Denn noch vor sieben Jahren war die Frau in Aethiopien praktisch von jeder Tätigkeit, die nicht die allerengsten Probleme des Haushaltes betraf, vollkommen ausgeschlossen; selbst Gartenarbeiten, ja sogar Handarbeiten, wie etwa das Sticken, durfte sie nicht ausführen, sie war noch strikter von der Außenwelt abgeschlossen als etwa eine im Harem lebende Türkin.

Erst als der Krieg über das Land hereingebrochen war, als die Italiener näher und näher an die Hauptstadt heranrückten, rief die Kaiserin Manen die Frauenbewegung ins Leben, die mit Hilfe der Gattin des englischen Gesandten, Lady Baron, zu einem im Rahmen des Möglichen großzügigen Hilfswerk ausgebaut wurde. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren angesichts des vollständigen Bruchs mit allen Traditionen zu groß, als daß es in dem kurzen, bis zur vollkommenen Unterwerfung Abessiniens zur Verfügung stehenden Zeitraum möglich gewesen wäre, ihrer Herr zu werden; allein die mangelnde Verständigungsmöglichkeit mit den fremden Aerzten, die in jenen kritischen Monaten in ziemlich großer Zahl in Addis Abeba eintrafen, um das Sanitätswesen zu organisieren, erschwerte das Arbeiten ungemein stark. Heute scheinen die Vorbedingungen günstiger zu sein. Auch ist der Gedanke der Frauenemanzipation unter dem Ansturm der Geschehnisse der letzten Jahre nicht mehr „tabu", wie er es gewesen war; er ist vielmehr zu einer Selbstverständlichkeit geworden und trägt zweifellos wesentlich dazu bei, die Erschließung des schwarzen Reiches zu erleichtern, zu vervollständigen und zu krönen.

Eva Chamberlain-Wagner †

Die in Bayreuth verstorbene Tochter Richard Wagners stand mit der Schweiz in besonderer persönlicher Beziehung: Als letztes Kind aus der Ehe Wagners mit Cosima, erblickte sie in Triebschen das Licht der Welt, und Zürich war der Ort, wo ihre Trauung mit Houston Stewart Chamberlain stattfand.

Die geistig feingebildete Frau liebte die Schweiz als ihre zweite Heimat und pflegte diese innere Beziehung auch äußerlich, indem sie sich mehrmals für längere Zeit in unserem Land aufhielt, mit Vorliebe an ihrer Geburtsstätte, in Triebschen, welche durch die Stadt Luzern nachträglich zu einem Wagner-Museum ausgebaut worden ist.

Es ist das große Verdienst ihres Lebens, an der Ueberlieferung zweier Werke starken geistigen Anteil zu haben: des Werkes von Richard Wagner, das sie mit ihrer Mutter Cosima jahrelang betreute, und die Veröffentlichung des bedeutsamen Gedankengutes ihres schwerkranken Mannes, das ohne ihre aktive Mitarbeit niemals hätte schriftstellerisch verfaßt und herausgegeben werden können. —

Unsere Rationen — Einst und Jetzt

Im Augenblick, wo das Eidgenössische Ernährungsamt eine Aenderung der Rationierungskarten im Sinne einer Abstufung der Rationen, unter allmähliger Herabsetzung der Normalration, in Aussicht stellt, dürfte es angezeigt sein, uns wieder einmal zu vergegenwärtigen, wie unsere Ernährung im letzten Weltkrieg im dritten und vierten und teilweise im ersten Nachkriegsjahr aussah. Immer wieder wird leider konstatiert, daß bei jeder Bekanntmachung von Aenderungen in der Rationierung eine Menge Leute die ruhige Ueberlegung verlieren und sich hinreißen lassen, Angst-Einkäufe zu machen. Gewiß ist es richtig, wenn auf Grund der durch die Rationierung erhältlichen Lebensmittel noch möglichst Vorräte angelegt werden für schlechtere Zeiten. Ich vermeide absichtlich den Ausdruck „noch schlechtere", denn wenn wir hören, wie es anderswo aussieht, so fühlen wir, daß wir sagen dürfen: „Wir haben es noch sehr gut." Ebenso ist es richtig und wichtig, mit äußerster Sparsamkeit und Voraussicht auch alle andern noch erhältlichen Lebensmittel zu verwenden, im Sinne einer Zurückstellung für später. Aber bei jeder behördlichen Mitteilung, besessen von der Angst, hungern oder gar verhungern, oder auch nur etwas entbehren zu müssen, rasch wieder zusammenzukaufen, was gerade noch frei und zu haben ist, das ist schlechtes Schweizertum.

Die zwei letzten Jahre des letzten Weltkrieges waren auch nicht mehr fett, und doch sind wir durchgekommen. Das vom Oktober 1917 bis Januar 1919 (mit Ausnahme von drei Monaten, die 250 Gramm Brot zuwiesen) nur mit 225 Gramm angemessene Brot war einer der meist belastenden Faktoren im Haushalt unseres Volkes.* Vom Februar 1919 bis August 1919 betrug die Tagesration wieder 300 Gramm für Erwachsene. Kinder erhielten 1918 und 1919 nur 150 Gramm, so daß man den kleinen Jungen versteht, der sich zu seinem siebenten Geburtstag „nichts anderes wünschte als ein zweipfündiges Brot, nur ganz, ganz für mich". Für Schwerarbeiter war die Ration jeweilen um 100 Gramm pro Tag höher. Heute ist das Brot noch frei, und es liegt zu einem großen Teil am vernünftigen Verbrauch durch unser ganzes Volk, wie lange die Rationierung vermieden werden kann.

Das Mehl war für das ganze Jahr 1918 mit 350 Gramm pro Monat (einmal mit 333 und einmal mit 370 Gramm) festgesetzt, während Ende 1917 und Anfang 1919 500—518 Gramm brachten, Kinder unter 2 Jahren hatten durchweg 500 bzw. 518. Fett oder Oel belief sich 1918 auf 300 Gramm — einmal im Dezember auf 400 Gramm, und 1919 bis im Juli auf 400—600 Gramm. Die Butterration war 1918 150—200 Gramm pro Monat, ab Dezember 1918 bis Mai 1919 sogar nur 100 Gramm pro Kopf und Monat. Damit kam man damals monatelang auf eine monatliche Gesamt-Fett-Ration von jeweilen 500 Gramm, wobei bis März 1919 die Rationen Fett-Butter immer auf der Konstanten von 500 Gramm blieben, indem es einmal 50 oder 100 Gramm Fett oder Butter mehr oder weniger gab. Einmal im Juni kamen 500 Gramm Einsiedebutter pro Kopf dazu. Heute erhalten wir, und erhielten wir während einiger Monate total 950 Gramm Fett, wovon 450 Gramm als Butter eingelöst werden können. Jedermann wird zugeben müssen, daß wir trotz allem Gejammer bis jetzt doch noch bedeutend fetthaltiger gelebt haben als in den zwei letzten Jahren des Weltkrieges, und wir ganz sicher auch mit kleineren Rationen noch durchkommen werden. Am auffallendsten berührt einen die Kleinheit der Käseration, die vom Juni 1918 bis Februar 1920 ständig auf 250 Gramm bemessen war. Hier ist beizufügen, daß meines Erinners in diesen zwei Nachkriegsjahren eine schwere Maul- und Klauenseuche-Epidemie die Milchproduktion derart herabsetzte, daß vorübergehend noch die Milch rationiert werden mußte.

Wenn wir uns nun den andern Positionen zuwenden, so sehen wir, daß der Zucker mit 500 Gramm (bis auf zwei Ausnahmen von 750 Gramm) pro Monat 1917 und 1918 konstant blieb, wozu pro Jahr noch 3—4½ Kilogramm Einmachzucker kamen. 1919 wurde die Monatsration auf 600 bis 1000 Gramm, von Juni bis Oktober, erhöht, nebst einer Zuteilung von total 4½ Kilogramm Einmachzucker, während Ende 1919 und Anfang 1920 die Ration wieder auf 750 Gramm zurückfiel, um im März überhaupt aufgehoben zu werden. Bei den rationierten Monopolwaren wie Zucker, Reis, Teigwaren, Gersten- und Haferprodukten, sowie Mais, übertrug der Bund die Zuteilung den kantonalen Lebensmittelämtern, die sie unter Berücksichtigung der Produktionsverhältnise, Höhenlage und Bevölkerungsdichte vornahmen. (Ab Januar 1919 wurden die monatlichen Mengen durch den Bund festgesetzt.)

So waren in den verschiedenen Kantonen kleinere Abweichungen möglich, welche natürlich auch durch die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung bedingt wurden. (Reis, Mais.) Der Reis z. B. variierte ziemlich, die Rationen waren mit minimal 250 Gramm und maximal 1500 Gramm in 1919 höher als jetzt. Die Teigwaren variierten 1917 und 1918 von 200 bis 250 Gramm, mit einigen Ausnahmen von 300 bis 400 Gramm im Kanton Zürich. (Bern stellte sich mit 6 × 400 Gramm etwas besser.) Die erste Hälfte von 1919 brachte dann schon wieder Rationen von 400 bis 1000 Gramm. Hafer und Gerste war im Kanton Zürich bis 1919 nicht rationiert, im Kanton Bern pro 1918 mit 75 bis 125 Gramm monatlich und in beiden Kantonen für das erste Halbjahr 1919 mit 200 bis 500 Gramm. Frei geblieben, aber damals von der deutschschweizerischen Bevölkerung noch weniger geschätzt, war bis März 1919 das Mais, von wo ab es einigemal Rationen von 600 bis 1000 Gramm gab.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß infolge schlechter Ernten einmal auch noch die Kartoffeln rationiert und die Gemeinden strengen Ausfuhrvorschriften unterstellt waren, so dürfen wir gewiß dankbar auf den bisherigen Ernährungsstand der bald ablaufenden drei ersten Kriegsjahre zurückblicken. Gewiß waren zusätzliche Dinge, wie Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade u. a. m. leichter erhältlich und nicht rationiert, aber wir waren eben in der besseren Versorgungslage von außen her. Und wenn wir mit einer gewissen Wehmut an diese Möglichkeiten von damals denken wollen, so müssen wir uns doch auch vor Augen halten, daß diese Dinge für das Durchhalten eines Volkes nicht lebenswichtig sind, sondern daß wir das Schwergewicht eben doch auf die notwendigen Lebensgüter legen müssen. Der Rationierung des Fleisches von heute standen damals fleischlose Wochen, ja fleischlose 14 Tage gegenüber, und viel ist über diese Maßnahme geschimpft worden, die damals ebenso notwendig und richtig war, wie heute die Rationierung.

Unser Volk hat allen Grund, seinen Behörden dankbar zu sein, für die Umsicht, mit der sie die Ernährungsfrage leiten, und die Voraussicht, mit der sie die Vorräte einteilen. Bei dem weitverbreiteten Mangel an Einsicht in die tatsächlichen Zustände ist es notwendig, daß die Behörden für alle die sparen, die es selber nicht fertig bringen. Dankbar wollen wir aber auch sein gegen Den, Der uns Tag für Tag noch unser tägliches Brot gibt, und unsere Herzen und Hände weit öffnen für alle die, die Not leiden bei uns und außerhalb unserer Grenzen.

El. St.-v. G.

* Die Angaben sind dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz 1940 entnommen.

Kurse und Tagungen

Kongreß „Jugend und Familie"

Das Zentralsekretariat Pro Juventute veranstaltet vom 25. — 27. Juni im Kongreßhaus in Zürich eine Schweiz. Tagung über Familienprobleme. Diese steht unter dem Ehrenvorsitz von Herrn Bundesrat Pilet-Golaz und wird von Herrn Prof. Dr. Hanselmann geleitet. Namhafte Referenten sorgen für eine gründliche Behandlung der vielschichtigen Materie, und es wird auch Gelegenheit zur Aussprache geboten. Der Kongreß richtet sich in erster Linie an die Mitarbeiter von Pro Juventute in der ganzen Schweiz, an die Vertreter von Behörden, Kirche und Schule, sowie privater Organisationen und ist im übrigen jedem Interessenten zugänglich. Programme sind erhältlich beim Zentralsekretariat Pro Juventute, Abt. „Mutter und Kind", Seilergraben 1, Zürich, wo auch Anmeldungen entgegengenommen werden. —

Versammlungs-Anzeiger

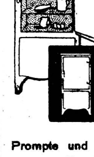
Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26, Montag, den 1. Juni, 17 Uhr: Literarische Sektion. Ruth Blum, Wilchingen (Kanton Schaffhausen) liest aus ihrem Werk. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt; Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).


Jetzt ist die Frischhaltung der Nahrungsmittel durch elektrisch vollautomatische
Kühlschränke
besonders wichtig.
Wir beraten Sie unverbindlich.
Prompte und fachgemäße Ausführung von Reparaturen aller Marken. Ständige Ausstellung führender Marken.
Baumann, Koelliker & Co. A.-G., Zürich 1, Sihlstr. 37

Altmodisches Deckbett oder **Flachduvet?**
Umarbeiten alter Deckbetten in Flachduvets von Fr. 15.- an
Neue Flachduvets von Fr. 55.- an

Unverbindliche Beratung — Prompter Versand nach auswärts
H. Schlichtig
Bettwaren, Bettfedernreinigung, Zürich 1, Storchengasse, Telephon 3 14 09

SCHAFFHAUSER WOLLE

Druck-Arbeiten
besorgt vorteilhaft und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur

Regula das Heimatstil-Schlafzimmer für Sie!
Regula das preiswerte Schlafzimmer wird auch Sie durch seine heimelige Form und die überaus praktische Innenausstattung begeistern!
Regula wird als solides Schweizerfabrikat mit der vollen, vertraglichen Garantie geliefert!
Regula kann jederzeit in unseren Ausstellungen in Basel, Zürich, Bern und Suhr bei Aarau unverbindlich besichtigt werden!
Regula das schöne Heimatstil-Schlafzimmer kostet mit 3teiliger Toilette nur **Fr. 1070.-**
Regula wird auch zusammen mit einem Heimatstil-Eßzimmer (Buffet, Vitrine, Auszugtisch und Stühle), dem kompletten Bettinhalt samt Federzeug sowie Radiotisch, Blumenhocker und Küchenmöbel als währschafte Heimatstil-Aussteuer geliefert.
Diese komplette, 32teilige Heimatstil-Aussteuer kostet nur **Fr. 2470.-**
Verlangen Sie sofort die neuesten farbigen Prospekte mit naturgetreuen Abbildungen.
Möbel-Pfister AG. gegr. 1882
Basel — Zürich — Bern — Suhr bei Aarau
Wehrmänner erhalten gegen Ausweis auf alle Möbel 5 % Rabatt, auch H.D., F.H.D., Ortswehr und Luftschutz.
Warenumsatzsteuer im Preis inbegriffen.
60 Jahre Möbel-Pfister — 60 Jahre Vertrauen

Wo kauft die Frau in Zürich?

Küchengeräte und Kochgeschirre
in extrastarker Ausführung und stabiler Schweizerqualität
Schwabenland & Cie A.G. Zürich
Nüschelerstr. 44
Besuchen Sie unsere Ausstellung

Neue, aparte
Haus-Dresses
für den Sommer
Blumen- und neue Tupfen-Muster
von
Müller x Sommerau
Theaterstr. 8 — b. Bellevue Zürich

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. Bertschi, Sohn
Zürich
NEU RENOVIERT

J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Inserieren bringt Gewinn

„STEINMETZ"
Vollweizen-Teigwaren
enthalten die Nährsalze und Ergänzungsstoffe des Weizenkornes.
Vortreffliches Aroma.
Größter Sättigungswert.
In allen Reformhäusern erhältlich.
Alleinhersteller:
GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg
gegr. 1890

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.-Büro
schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats- & Spez.-Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof, Zürich 1, Tel. 3 29 18
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

Schuhsohlerei
G. Dürr Winterthur
Steinberggasse 65
bekannt für gute Bedienung bei billigsten Preisen

Im ganzen Land als gut bekannt
Tuch A.G.
Modestoffe und Wäsche
Aarau, Arbon, Baden, Basel, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus, Herisau, Lenzburg, Luzern, Olten, Rapperswil, Romanshorn, Rorschach, Schaffhausen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zug, Zürich — K 6203 B
Depots a
Bern, Biel, La Chaux-de-Fonds, Delsberg, Interlaken, Thun

Mit einer **DUBIED-Strickmaschine**
können Sie zu Hause arbeiten und viel Geld verdienen
Verlangen Sie **Prospekt Nr. 51** und Bedingungen von
ED. DUBIED & CO. A.G., NEUENBURG
Filiale in Zürich: Gessnerallee 34